

Rezension: Markus Denkler, Stephan Elspaß, Dagmar Hüpper u. Elvira Topalović (Hgg.): Deutsch im 17. Jahrhundert. Studien zu Sprachkontakt, Sprachvariation und Sprachwandel. Gedenkschrift für Jürgen Macha

Saskia Grandel

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Grandel, Saskia. 2018. "Rezension: Markus Denkler, Stephan Elspaß, Dagmar Hüpper u. Elvira Topalović (Hgg.): Deutsch im 17. Jahrhundert. Studien zu Sprachkontakt, Sprachvariation und Sprachwandel. Gedenkschrift für Jürgen Macha." *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. De Gruyter.
<https://doi.org/10.1515/bgsl-2018-0017>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Besprechungen

Markus Denkler, Stephan Elspaß, Dagmar Hüpper u. Elvira Topalović (Hgg.): *Deutsch im 17. Jahrhundert. Studien zu Sprachkontakt, Sprachvariation und Sprachwandel. Gedenkschrift für Jürgen Macha, Heidelberg: Winter 2017, 376 S.*

Besprochen von **Dr. Saskia Grandel**: Universität Augsburg, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft, Universitätsstraße 10, D-86159 Augsburg,
E-Mail: saskia.grandel@phil.uni-augsburg.de

<https://doi.org/10.1515/bgsl-2018-0017>

Beim vorliegenden Sammelband handelt es sich um eine Gedenkschrift für Jürgen Macha, der sich, ganz in einem der zentralen Forschungsinteressen des Bedachten, in Form von philologischen Einzeluntersuchungen thematisch auf die deutsche Sprache des 17. Jahrhunderts bezieht.

Stephan Elspaß (S. 9–20) erläutert und bekräftigt in der ›Einleitung‹ des Bandes Machas Einschätzung von einem Forschungsdesiderat zu Sprachentwicklungen im 17. Jahrhundert. Nicht zuletzt die teleologische Fixierung der älteren germanistischen Forschung auf die Entstehung einer Standardsprache verhinderte eine reflektierte Auseinandersetzung mit der sprachlichen Heterogenität dieser Zeit. Elspaß legt weiterhin dar, dass auch die Auseinandersetzung mit diesem Zeitraum in Sprachgeschichtslehrwerken der letzten zehn Jahre häufig auf den Buchdruck, das Wirken Luthers sowie von Sprachgesellschaften und Grammatikern reduziert ist, womit ein einförmiger Weg zur Standardsprache suggeriert wird. Die (beispielsweise regionale, konfessionelle, nahe- und distanzsprachliche) Vielfalt des Schriftsprachgebrauchs des 17. Jahrhunderts wurde somit ausgeblendet. Einen Teil dieser Sprachwirklichkeiten sichtbar zu machen, ist der zentrale Fokus des Bandes, der sich in vier thematische Sektionen gliedert: ›Sprache und Konfession‹, ›Sprache und Hexenverfolgung‹, ›Sprachvariation, Sprachkontakt und Sprachwandel‹ sowie ›Coda‹.

Anna-Maria Balbach (S. 21–52) eröffnet den ersten Bereich ›Sprache und Konfession‹. Sie schreibt über Beobachtungen zum Zusammenhang von Region, Religion und Sprache in Totengedächtnisinschriften des 17. Jahrhunderts. Balbach beschreibt für Inschriften aus Bayerisch-Schwaben, dass sich die Konfessionszugehörigkeit in der sprachlichen Gestaltung der Quellen widerspiegelt. Die Unterschiede sind etwa auf der Ebene der Lexik, der Orthografie und auf der Textebene festzumachen und werden als »sprachliche Konfessionalismen« (S. 24) bezeichnet. These des Aufsatzes ist, dass nicht nur der Faktor Konfession variationsrelevant ist, sondern auch der Faktor Region. Stichprobenartige Prüfungen anderer Regionen sollen darüber Aufschluss geben, ob eine konfessionelle sprachliche Prägung regionsübergreifend auszumachen ist und – falls ja – wie und warum diese variiert.

Die Studie umfasst parallel zu den bereits untersuchten Quellen aus Bayerisch-Schwaben eine punktuelle Untersuchung von Inschriften aus Baden-Baden, Bonn und Greifswald. Eines der zentralen Ergebnisse ist, dass auch in den letztgenannten Orten konfessionelle Überzeugungen sprachgestaltend sind. Art und Grad dieser Prägungen variieren allerdings sehr stark. Dies kann auch durch außersprachliche Gründe bedingt sein, wie etwa durch die Form des Grabsteins. Im Raum Bonn werden beispielsweise überwiegend Grabkreuze verwendet, die per se wenig Raum für Ausführungen bieten. Neben regional abhängiger Variation kündigt sich zudem der Faktor Geschlecht als variationsrelevant an.

Im Anschluss setzt sich Ludger K r e m e r (S. 53–74) mit der konfessionellen Abhängigkeit der Vornamensgebung im westlichen Westfalen seit der Reformation bis zum 20. Jahrhundert auseinander. Er überprüft für den genannten Raum die Aussagen namenkundlicher Handbücher. Diese gehen davon aus, dass der Anteil germanischer und biblischer Namen in protestantischen Gebieten höher ist als in katholischen, während sich katholische Gebiete durch einen höheren Anteil an christlichen Heiligennamen auszeichnen würden. Es besteht zudem die Annahme, dass die Namensgebung demonstrativ als Mittel zum Ausdruck der religiösen Überzeugung gewählt wurde, sowohl im Sinne katholischer, gegenreformatorischer Heiligennamen als auch im Sinne durchsichtiger und nach germanischem Muster gebildeter Namen wie *Bringfried* oder *Helfgott*, wie sie die pietistische Bewegung des 17. und 18. Jahrhunderts hervorbrachte. Kremer untersucht überwiegend protestantische und katholische Orte im genannten Gebiet und kommt zu dem Schluss, dass die Rolle der Demonstrativnamen zumindest für das untersuchte Gebiet deutlich überschätzt wurde. Sowohl die gegenreformatorischen Heiligennamen als auch die Namensgebung im Rahmen des Pietismus fallen in einem geringen Umfang aus, der keine umfassende demonstrative Wirkung konstituiert. Im 20. Jahrhundert, so Kremer, bestehen konfessionelle Unterschiede nur noch bei den Vornamen älterer Generationen.

Tim K r o k o w s k i und Corinna L u c a n (S. 75–102) beschäftigen sich im letzten Aufsatz zum Thema ›Sprache und Konfession‹ mit der Textsortenstilisierung auf einem Flugblatt des Dreißigjährigen Krieges. Flugblätter können Träger unterschiedlicher Textsorten sein. Das gewählte Flugblatt trägt den Titel ›Der Calvinischen Union Testament / oder letzter Willen‹ und verspottet den Niedergang der Protestantischen Union, einem Bündnis aus Fürsten und Städten. Die Forschungsfrage ist, inwiefern Charakteristika der im Titel genannten Textsorte Testament umgesetzt werden und wie »Textsortenwissen genutzt wird, um eine bestimmte Haltung zum politischen Zeitgeschehen auszudrücken« (S. 75). Festzuhalten ist, dass es einerseits große Unterschiede zur Textsorte Testament gibt: Etwa die Versform, das Format des Einblattdrucks oder die einleitende Arenga (eine Art festliche Ansprache) weichen deutlich davon ab. Übereinstimmend sind

hingegen Textsortenelemente wie eine Disposition – der Kern des Testieraktes –, Anweisungen zum Begräbnis oder die Wahl performativer Verben wie *bedenken*, *verschaffen* oder *ordnen*. Diese Elemente werden karikaturistisch verwendet. Die Verfasser kommen zu dem Ergebnis, »dass Zeitgenossen der Textsorte ›Testament‹ dieselben [...] Texte zugeordnet haben wie wir heute« (S. 96). Gleichzeitig führe der Mangel an Wissen zur historischen Textsorte Testament noch dazu, dass viele Anspielungen im Flugblatt wohl gar nicht verstanden werden können.

Alisa Blachut und Elvira Topalović (S. 103–128) eröffnen den zweiten inhaltlichen Abschnitt zu ›Sprache und Hexenverfolgung‹ und arbeiten die Eignung von historischen Quellen zur Hexenverfolgung aus dem 17. Jahrhundert für den integrativen Unterricht in den Fächern Deutsch und Geschichte in der Sekundarstufe heraus. Zwar ist der fächerübergreifende Unterricht fester Bestandteil der Beschlüsse der Kultusministerkonferenz, findet in der Unterrichtswirklichkeit aber selten statt. In der interdisziplinären Thematik der Hexenverfolgung sehen die Autorinnen ein wertvolles Potential für die Erfüllung der Kompetenzerwartungen an die Schüler/innen in den Fächern Deutsch und Geschichte in den Klassen 7–9. Anhand exemplarischer Analysen von Unterrichtsmaterialien wird aufgezeigt, dass es Ansätze zur Quellennutzung gibt, die allerdings zumeist im Fach Geschichte zu verorten sind. Ein Beispiel für die integrative Nutzung ist der Ansatz von Topalović/Hille (2007), in dem Geheimbriefe der Beschuldigten und Verhörprotokolle als Quellen unterschiedlicher Wirklichkeiten und Perspektiven vorgeschlagen werden. Kernpotentiale der Verwendung solcher Quellen im Unterricht sind die Förderung der Fähigkeiten im kritischen Umgang mit historischen Texten (z. B. in Form von Handschriftlichkeit und Quellenfunktion), mit Mythen über die Hexenverfolgung und im Umgang mit alten und neuen Medien (z. B. in Form von frühneuhochdeutschen Originaltexten und neuhochdeutschen Übersetzungen).

Robert Möller (S. 129–160) untersucht Hexenverhörprotokolle des 16. und 17. Jahrhunderts auf die Verwendung und Vielfalt von Feminin-Movierungen bei Appellativen und Namen. Grundsätzlich kann er eine nahezu durchgängige Markierung des Sexus feststellen. Dies steht in Kontrast zum Deutschen in jüngerer Vergangenheit. Eine weitgehend sexusgerechte Umsetzung im Gegenwartsdeutschen hat erst wieder die feministische Sprachkritik bewirken können. An vielen Stellen geht die Produktivität der Movierungen in den Protokollen auch deutlich über das Gegenwartsdeutsche hinaus, etwa wenn Substantive mit von sich aus weiblichem Denotat moviert werden wie in *hexin* oder *dochterinne*. Möller arbeitet regionale Präferenzen von Movierungsaffixen bei Namen und Berufsbezeichnungen heraus, so tritt im niederdeutschen Raum beispielsweise ausschließlich das Suffix *-(i)sche* wie in *die Wedelmansche* auf, im hochdeutschen Raum hingegen *-in* wie in *die Baumgartnerin*. Dieser Befund ist auch deshalb interessant, weil die Protokolle aus dem niederdeutschen Raum sonst schon die »Ablösung der nieder-

deutschen Schreibsprachen durch das Hochdeutsche reflektieren« (S. 146). Bei Personenbezeichnungen (*zauberin* / *zaubersche*) fällt die regionale Verteilung der Movierungsaffixe weniger klar aus. Abschließend diskutiert Möller die Wahrscheinlichkeit eines sozial-konnotativen Potentials der unterschiedlichen Suffixe.

Den letzten Beitrag zur Thematik der Hexenverfolgung stiftet Claudia Wich-Reif (S. 161–190), und zwar zur Intertextualität zwischen Hexenverhörprotokollen, dem ›Hexenhammer‹ von Kramer und den Hexen im ›Simplicissimus‹ von Grimmelshausen. Im Sinne einer differenzierenden Analyse der Intertextualität unterscheidet Wich-Reif die Intertextualitätsgrade Referentialität und Kommunikativität. Bis auf die Sachtextsorte des Verhörprotokolls zeigen alle Texte einen Gebrauch von Zitaten im engeren Sinn und damit Referentialität. Die gelegentlich fehlende Nennung der Entnahmekontexte erschwert die Entschlüsselung der Vernetzungen. In den Protokollen wird im weiteren Sinne referiert, und zwar auf Handbuch- und Weltbuchwissen. Eine Kommunikativität – der Grad der Bewusstheit des intertextuellen Bezugs beim Produzenten wie beim Rezipienten – sieht die Verfasserin für alle untersuchten Texte als gegeben an, »wobei die Rezipientengruppen sich in ihrer Anzahl, damit verbunden auch in ihren Zugriffsmöglichkeiten auf die Texte deutlich unterscheiden« (S. 186).

Markus Denkler (S. 191–222) eröffnet die dritte Sektion des Bandes zu ›Sprachvariation, Sprachkontakt und Sprachwandel‹ mit einem Aufsatz zu lexikalischen Innovationen in westfälischen Nachlassinventaren des 17. und 18. Jahrhunderts. Der untersuchte Quellentyp¹ zeigt viele Substantive aus dem alltäglichen Wortschatz und ist somit wertvoll für die Untersuchung der Entwicklung von historisch-regionalem Sachwortschatz. Denkler analysiert ausgewählte Lexeme (Gegenstände wie *Schrank* oder *Webstuhl* und Tiere wie *Sau* oder *Wallach*) vor dem Hintergrund des Schreibsprachwechsels vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen und kann dabei feststellen, dass viele niederdeutsche Ausgangslexeme im Laufe des Untersuchungszeitraumes aus den Inventaren verschwinden. Verdrängt werden sie dabei aber nicht nur von den hochdeutschen Alternativen, sondern auch von vormalig nur niederfrequent genutzten niederdeutschen Synonymen. Zum Teil werden auch Kompromissformen eingeführt, in denen sich der Einfluss der Substratsprache zeigt. Niederdeutsche Wörter, die schon in Inventaren des 16. Jahrhunderts besonders häufig waren, halten sich im Allgemeinen besonders lange und frequent. Das Aufkommen der meisten lexikalischen Neuerungen macht Denkler zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus. Er zeigt mit seiner Fallstudie die Problematik einer eindeutigen sprachlichen Zuordnung der untersuchten Texte auf. Die sprachliche Heterogenität macht dies schlichtweg

1 Nachlassinventare sind »Verzeichnisse der Hinterlassenschaften einer Person« (S. 192).

unmöglich, zeitgleich ist sie Spiegel eines längerfristigen Prozesses der schrittweisen Diffusion hochdeutscher Schreibsprache.

Die begriffliche Kontrastierung der Bezeichnungen für *Niederländisch* und *Deutsch* in Übersetzungen des 17. Jahrhunderts ist das Thema von Heinz Eickmans (S. 223–242). Er beginnt mit einer kurzen Referenz auf niederländische Studien zur frühneuzeitlichen Bezeichnung des Niederländischen und Deutschen. Für das Niederländische lässt sich vom 16. bis 18. Jahrhundert ein Nacheinander der Bezeichnungen *Duits*, *Nederlands* und *Nederduits* feststellen, während für das Deutsche die Entwicklung von *Overlandsch Duytsch* (= Oberländisch) über *Hoogduits* zu *Duits* gelangt. In einer eigenen empirischen Untersuchung mit einem Korpus aus 300 deutschen Übersetzungen aus dem Niederländischen untersucht Eickmans die deutschen Begriffe für das Niederländische. Während er für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts eine klare Dominanz der Bezeichnung *Niederländisch* ausmachen kann, ist ab der Jahrhundertmitte der Begriff *Holländisch* maßgeblich. Interessant ist hierbei, dass die Bezeichnung *Holländisch* eine rein deutsche Besonderheit war, denn sie spielt aus niederländischer Sicht im 17. Jahrhundert keine Rolle. Die hauptsächliche Bezeichnung für die eigene Sprache in den deutschen Übersetzungen ist das ganze Jahrhundert lang *Hochdeutsch*, die Variante *Teutsch* existiert zwar parallel, macht den Status Quo jedoch zu keiner Zeit strittig. Ebenso Teil der Untersuchung ist die Analyse der kookurrenten Varianten, also die jeweilige Kombination der Benennung der beiden Einzelsprachen (wie etwa in *Aus dem Niederländischen ins Hochdeutsche* etc.). Dabei zeigen sich diejenigen Paarungen am seltensten, die das niedrigste kontrastive Potential aufweisen, also etwa *niederteutsch/teutsch* oder *niederländisch teutsch/oberländisch teutsch*.

Christian Fischer (S. 243–265) befasst sich mit dem Registerwechsel in der Kanzleisprache der frühen Neuzeit. Zu diesem Zweck untersucht er den Sprachwechsel Niederdeutsch – Hochdeutsch in Soest zwischen 1531 und 1650. Die sprachliche Ausgangslage ist südwestfälisches Mittelniederdeutsch, nach dem Reformationsjahr 1531 diffundieren erste hochdeutsche Formen. Mit der Besetzung der städtischen Kanzlei mit einem Hochdeutschen Schreiber zur Jahrhundertmitte kann eine umfassende Durchdringung der Verwaltungssprache mit dem Hochdeutschen festgestellt werden, im 17. Jahrhundert zeigen sich dann nur noch vereinzelte Spuren des Niederdeutschen. Im Folgenden beschäftigt sich Fischer mit dem Kanzleischreiber Georg Nußbicker, der in diplomatischer Mission im niederdeutschen Raum gewirkt hat. Er kann herausarbeiten, dass der Kanzlist über mindestens zwei schreibsprachliche Register verfügte, die er mit diplomatischem Geschick situationsspezifisch und souverän einzusetzen wusste. Mit dieser sprachlichen Flexibilität und Professionalität entspricht er voll und ganz den Forderungen in den zeitgemäßen Schreibanteitungen wie dem ›Schryfftspiegel‹ oder dem ›Tytel boek‹. Auf Letzteres geht Fischer in einem kurzen Porträt ein. Der

grundsätzliche Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen ist, so Fischer, natürlich nicht nur durch den professionellen Sprachwechsel von Berufsschreibern gekennzeichnet, sondern auch durch Sprachverwender mit deutlich eingeschränkteren sprachlichen Mitteln. Vor allem aus letztgenannter Konstellation reüssieren sprachliche Übergangsformen, die Spiegel des Nebeneinanders unterschiedlicher Schreibsprachen sind.

Zu Sprachwandel in der Frühen Neuzeit in Augsburg und Köln klärt Arend Mihm (S. 265–320) in einer vergleichenden Untersuchung auf. Der Beitrag versteht sich mit seinem Fokus auf konkrete und lokale Sprachbewegungen als Alternative zu Herangehensweisen, die frühneuzeitlichen Sprachwandel ausschließlich aus der Perspektive der Entstehung der Einheitssprache betrachten und diesen auf große realhistorische Ursachen – wie etwa die Reformation oder den Buchdruck – beziehen. Die Fragestellung ist, inwiefern Sprachwandel aus einer stadtbezogenen Perspektive erklärbar ist und welche grundsätzlichen Konsequenzen sich daraus für Sprachwandel in der Frühen Neuzeit ergeben. Bei der Gegenüberstellung der beiden Städte treten einige Differenzen auf. So galten in den Städten unterschiedliche Prestigesprachen als Vorbild, die wiederum unterschiedliche Wandelprozesse auslösten: Während das Vorbild des Ostoberdeutschen in Augsburg zu Akkommodationen führte, vollzog sich in Köln mit dem Vorbild des Rheinfränkischen ein rascher Sprachshift. Zudem differierte der Wirkungskreis der Prestigesprachen: In Augsburg war dieser auf die oberste Sprachebene beschränkt, in Köln betraf er auch die Nähesprache von Schriftsprachkundigen. Ein gemeinsames zentrales Motiv ist aber beispielsweise das »Bestreben nach höherwertigen Sprachformen« (S. 308). Mihm geht in den frühneuzeitlichen Städten grundsätzlich von »polyzentrischen Vereinheitlichungsbewegungen« (S. 309) aus, die in Kontrast zu einer bisher häufig in der Forschung suggerierten eindimensionalen Entwicklung zur Standardsprache stehen.

Hermann Niebaum (S. 321–346) untersucht die Variantenauswahl und Redewiedergabe in einem Tagebucheintrag (1664) von Gerard Udinck, einem Vorsteher der Kleidermachergilde aus Groningen. Udinck hielt seine Begegnung mit dem Statthalter von Groningen, Prinz Wilhelm Frederik, fest; der Eintrag zeichnet sich durch direkte und indirekte Rede sowie erzählende Passagen aus. Anhand von im Tagebuch inkorporierten Briefkonzepten konnte Niebaum bereits herausarbeiten, dass Udinck zu einer bewussten sprachlichen adressatenspezifischen Variabilität, geprägt durch Niederländisch einerseits und durch Niederdeutsch andererseits, in der Lage war. Niebaums Fragestellung ist, ob das festgehaltene Gespräch zwischen Udinck und dem Prinzen ebenso Varianzen in der personenspezifischen Redewiedergabe aufweist. Diese Frage ist zu verneinen. Udinck verzichtete auf eine sprachliche Differenzierung der Gesprächsanteile. Niebaum sieht den Grund hierfür darin, dass die sprachliche Gliederung für

Udinck an dieser Stelle nicht notwendig war, da der Tagebucheintrag nur zum Zeitvertreib angefertigt wurde. Die Variabilität in den Briefkonzepten hingegen ist hochfunktional und Niebaum weist daraufhin, dass diese wohl auch unabhängig von Udinck kennzeichnend für den ostniederländisch-westfälischen Raum war.

Den letzten und vierten inhaltlichen Abschnitt des Bandes mit dem Titel ›Coda‹ bedient exklusiv Elmar Neuß (S. 347–376). Er setzt sich mit dem Verhältnis historischer Sprachen und Musik seit dem 17. Jahrhundert auseinander. Gegenstand ist die europäische Kunstmusik der Neuzeit, die auf Strukturparallelen mit den sprachwissenschaftlichen Beschreibungsebenen Phonologie, Morphologie und Syntax sowie Text geprüft wird. Als Analogie versteht der Autor auf der Ebene der Phonologie etwa den musikalischen Ton / Halbton und das sprachliche Phonem. Überzeugende Entsprechungen auf der Ebene der Morphologie fehlen, so der Autor. Musik aus der Perspektive der Textualität wird z. B. anhand des Nähe-Distanz-Modells von Koch/Oesterreicher (1994, S. 588) diskutiert, Analogien werden in Form von beispielsweise Kohärenz, Intertextualität und pragmatischen Faktoren besprochen. Ein weiterer Absatz zur Diskussion von Bedeutung in und von Musik schließt an.

Die Einzeluntersuchungen unterstützen in vielfältigster und innovativer Weise die Abkehr von einer teleologischen Fixierung im Hinblick auf die Herausbildung eines Standards und spiegeln die Heterogenität der Sprachwirklichkeit(en) im 17. Jahrhundert wider. Hiermit wird dem Interesse an den realen Hintergründen der frühneuzeitlichen Sprachentwicklung genüge getan. Der thematische Fokus ist erfreulich breit und erweitert die Perspektive in Kontrast zur traditionellen Sprachgeschichtsschreibung. Der überwiegende Zugang der Autoren basiert auf historischen Textquellen und erlaubt damit einen authentischen empirischen, gewinnbringenden Zugriff auf die Sprach-, aber auch die Textsortengeschichte des 17. Jahrhunderts.

Literatur

- Topalović, Elvira u. Iris Hille 2007: Perspektivierung von Wirklichkeit(en) im Hexenprozess. Geheimbriefe und Verhörprotokolle im Vergleich. Quellen, Transkriptionen, Übertragungen (URL: www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/5234 [Aufrufdatum: 01.03.18])
- Koch, Peter u. Wulf Oesterreicher 1994: Schriftlichkeit und Sprache, in: Hartmut Gunther u. Otto Ludwig (Hgg.): *Schriftlichkeit. Ein internationales Handbuch*, Bd. 1/1, Berlin u. New York, S. 586–604.